

Wenn Zidane durchs Kopfkino tanzt

Über kreative Sprachförderung in der Schule

Vortrag im Institut für Bildungsmedien Bern am 15. November 2006

Meine Damen und Herren, liebe Studierende,

hoffentlich hat der Titel Sie stutzig gemacht. Da tritt also der Fussballer auf, der sich aus bitterer Armut zum Weltstar emporgekämpft hat. Viele Kinder stellen sich vor, sie seien Zidane; oder sie imaginieren sich, dass sie mit ihm ins Stadion einlaufen. Mit Leichtigkeit zaubert die Phantasie – ob nun mit F oder Ph geschrieben – sich ihn herbei, aber auch das Einhorn, Parsifal, die Gestalten aus dem Hobbit, Helles und Düsteres; sie verbildlicht unsere Träume, unsere Hoffnungen, unsere Ängste. Ich beschreibe Kindern manchmal die Räume der Phantasie als das Kopfkino, das uns Tag und Nacht zur Verfügung steht, wenn wir wissen, wie wir's einschalten können: mit einem Zupfen am Ohrläppchen vielleicht, einem kleinen Tippen an die Nasenspitze. Jeder und jede muss es auf seine Weise herausfinden, lernt und erfährt dabei, dass unser Vorstellungsvermögen der Nährboden der Kreativität ist, die das „Imaginierte“ in schöpferische Aktivitäten umsetzt.

Und der Untertitel? Er postuliert, dass es in meinem Vortrag um kreative Sprachförderung gehen soll, was Lesen und Schreiben gleichermaßen einbezieht. „Kreativ“ bezieht sich auf die Förderung, das heisst: die Unterrichtsformen, die Lehransätze, die auch höchst unkreativ sein können. In der Tat möchte ich Sie, die Lehrenden, ermutigen, mehr zu wagen und ungewöhnliche Ideen auszuprobieren.

Ist aber, vom Haupttitel her, nicht ebenso gemeint, dass die kindliche Kreativität förderungswürdig oder entwickelbar sei? Dies auch; und das eine ist ohne das andere nicht zu haben. Nur ein kreativer Sprachunterricht findet Zugang zu den Quellen kindlicher Kreativität; Schematismus – sei er noch so lehrplangerecht – lässt sie versiegen.

Was ist Kreativität?

Dazu gibt es unzählige Definitionsversuche, meist von der Seite der Verhaltens- und Entwicklungspsychologie. Die Definitionen ähneln sich darin, dass sie – ausgehend von der Wortherkunft aus dem Lateinischen – Kreativität als Fähigkeit beschreiben, etwas Neues zu schaffen – oder: bekannte Elemente so zusammensetzen, dass daraus etwas Neuartiges entsteht. Dazu gehört, besonders bei Naturwissenschaftlern, der Mut, gewohnte Denkbahnen zu verlassen, chaotische Phasen zuzulassen. Es ist das Querdenken, das „lateral thinking“, wie Edward de Bono es nannte, das kreative Einfälle ermöglicht. Und ihm zugrunde liegt, neben dem Vorstellungsvermögen, die Neugier als Antriebskraft, die kindliche Neugier, mit Vorhandenem zu experimentieren, um Neues zu entdecken.

In den letzten Jahren ist die Kreativitätsforschung zu einer Modedisziplin geworden – wohl auch deshalb, weil überall nach mehr Kreativität gerufen wird. Schmier- und Hilfsmittel soll sie sein, um technologische Neuerungen voranzutreiben und die Wirtschaft anzukurbeln, aus blassen Managern erfolgreiche Wunderkinder zu machen; Heilmittel soll sie sein für abgelöschte Kids und wenn möglich auch für die blockierte Gesundheits- oder Finanzpolitik. Besonders Furore gemacht hat in den Neunzigerjahren der Ungare Mihaly Csikszentmihalyi mit seiner Theorie des „Flow“, des glückhaften kreativen Fließens, in dem wir, voll konzentriert, für Minuten und Stunden Zeit und Raum vergessen. Csikszentmihalyi nennt als eine der wichtigsten Voraussetzungen für diesen Glückszustand das Staunenkönnen. Er schlägt vor, sich vorzunehmen, ganz bewusst jeden Tag über etwas zu staunen und jemanden in Staunen zu versetzen. Und er plädiert dafür, möglichst viele unterschiedliche, auch ausgefallene Ideen für schwierige Problemlösungen zu entwickeln..

Das Staunenkönnen, das Csikszentmihalyi meint, liegt mir nahe; ich suche als Schriftsteller immer wieder den unverbrauchten Blick auf Gewohntes. Und gerade vom Staunen der Kinder lasse ich mich inspirieren. Sie erkennen in einer Wolke ein Nilpferd; sie hören eine Katze reden, sie nennen kohlenensäurehaltiges Mineralwasser *Chrüseliwasser*. Da ist es doch: das divergierende Denken, da sind sie: die Querverbindungen, die neue Zusammenhänge schaffen. Am Anfang, in der Phase des Spracherwerbs, betrachten wir solche Vergleiche und Fantasien als originell und amüsant; später neigen wir dazu, sie in konventionellere Bahnen zu lenken; denn Kreativität, die das Neue und Ungewohnte will, gerät dauernd in Konflikt mit unseren Normen, mit unserer konservativen Verhaltens- und Denktendenz, die am Vertrauten – und an den eigenen Interessen – festhält. Wir alle kennen die Methode des Brainstormings, und wir wissen, wie schwierig es ist, eine ungewöhnliche Idee nicht gleich zu werten (und damit oft genug zu verwerfen).

Was wir ebenfalls wissen: Kreativität lässt sich letztlich nicht messen, obwohl es immer wieder Versuche gibt, sie, parallel zur Intelligenzmessung, präzise zu erfassen. Sie lässt sich erleben, erfahren, in ihren Resultaten bestaunen oder ablehnen. Die Forscher(innen) können uns immer mehr darüber sagen, welche Bedingungen es braucht, damit Kreativität zur Geltung kommt; aber von einem KQ, einen Kreativitätsquotienten, haben sie uns bisher verschont, ebenso wie glücklicherweise von einem LFQ, einem Liebesfähigkeitsquotienten.

Kreativität ist Teil der Begabung, wie sie einleuchtend von J. S. Renzulli als Zusammenwirken dreier Faktoren beschrieben wird. Neben der Kreativität gehören die angeborenen Fähigkeiten (wie die Intelligenz) und die Motivationsstärke dazu, wobei diese drei Faktoren in ihrer Entwicklung wiederum abhängig sind vom familiären Umfeld, dem Einfluss der Schule usw.

Darum, wie wir sprachliche Fähigkeiten, also auch: Sprachbegabung fördern können, soll es in meinem Vortrag gehen.

Kreatives Schreiben

Ich setze zunächst beim „kreativen Schreiben“ an und versuche, Ihnen zu zeigen, in welcher Weise ich es bei Kindern anzuregen versuche. Ich habe in den letzten Jahren zwei

Mal, im Rahmen eines bernischen Schulversuchs, halbjährige Kurse für besonders begabte Kinder geleitet, aber auch Erfahrungen mit Gymnasialklassen und Studierenden gemacht.

„Kreatives Schreiben“ soll aus meiner Sicht bewirken, die eigene Sprache für Erfahrungen und Einfälle nutzbar zu machen und sie, mit ihr arbeitend, gleichzeitig zu erweitern und zu verfeinern.

„Kreatives Schreiben“ erfordert den vollen Einsatz des Wortschatzes und des Sprachgefühls, also des sprachlichen Begabungspotentials; es bewegt sich im Schnittpunkt zwischen intellektueller Kontrolle und Offenheit gegenüber inneren Bildern; es verknüpft, nach neuropsychologischen Erkenntnissen, möglicherweise die Funktionen der linken und der rechten Hirnhälfte besser miteinander.

Die Kreativität, die ich meine, verspricht nicht einfach ungehemmtes Vergnügen; sie braucht Regeln und Einschränkungen, an denen sie sich reiben kann; sie braucht Durststrecken, Einbahnstrassen, die Möglichkeit des Scheiterns, des Neu-Anfangens.

Ich stelle Ihnen ein paar Beispiele aus meinen Workshops vor; sie sind kurz und setzen den Akzent aufs Spielerische. Es ist nichts bahnbrechend Neues, was ich hier anbiete; das meiste werden Sie schon kennen. Aber gerade solche Aufgaben spornen Kinder – auf jeder Stufe und jedem Niveau - zu erstaunlichen Leistungen an.

1. Zungenbrechersprüche erfinden

Die einzelnen Wörter sollen alle mit dem selben Anfangsbuchstaben beginnen. Es geht also um Stabreime, und diese Regel ist eine Einschränkung, die der Phantasie auf absurd-dadaistische Sprünge hilft.

Serena, 9-jährig, schrieb: „Blasse Basler Bläser blasen Bachs Blasmusik bei Blancas Basen-Ball.“ Oder: „Hungrige haarige Hummeln helfen Hunderten hässlichen humpelnden Hexen hexen. Hexen hexen hungrigen haarigen Hummeln heisse Hotdogs her.“

2. Sätze bilden, in denen ein nur einziger Vokal vorkommt

Das ist sehr schwierig, versuchen Sie's mal!

Tina, 8: „Jörgs Föhn tönt schön blöd.“

Fabian, 11: „Gestern legte Esthers Henne zehn Bébés.“

Es gibt auch die Möglichkeit, einen Text zu verfassen, in dem ein bestimmter Vokal – z.B. a oder e - nicht vorkommen darf. Der französische Autor Georges Perec hat einen ganzen Roman, „La disparition“, geschrieben, in dem kein einziges e vorkommt. Ein wahrer Höllenritt! Die sprachphilosophischen Erörterungen zu diesem Verfahren erspare ich Ihnen.

3. Vierhebige Vierzeiler dichten

Sie sollen sich nach dem Schema a-a, b-b reimen und mindestens einen Ort benennen. Auch nicht leicht!

Eine Gemeinschaftsarbeit von vier Kindern (8- bis 11jährig):

„Eine kleine Maus aus Gasel
rollte einst im Zug nach Basel.
Dann fuhr sie im Tram zum Zoo,
sah den Bär und sagte: Oh!“

4. Buchstabengeschichten.

Die Aufgabe: Höchstens zehnzeilige Geschichten erfinden, in denen Buchstaben die Hauptrolle spielen.

Manuela, 11: „Vor langer, langer Zeit sah das ABC anders aus. Nämlich so: A B C D E F G H I J K L M N O P R S T U V W X Y Z. Das Q fehlte, weil es nur junge Os gegeben hat. Erst nach hundert Jahren brauchten die Os Stöcke. So wurden sie zu Qs.“

5. SMS-Geschichten

Die Vorgabe: höchstens 160 Zeichen oder 30 Wörter; ein Mann namens Otto erlebt etwas mit einem Tier.

Joël, 10: „Einmal schlug der Igel einen Purzelbaum. Ich versuch’s auch, sagte Otto und purzelbaumte aus dem Wagen. Der Igel brauchte lange, um ihm auf die Beine zu helfen.“
(160 Zeichen)

6. Anagramme

Die Buchstaben eines Wortes umstellen, bis ein neues Wort/neue Wörter entstehen. Das fasziniert Kinder immer wieder, vor allem, wenn sie versuchen, aus ihrem Namen einen anderen zu machen.

Sarah Baer wird zu *Araber Has*, *Samuel Nobs* zu *Manuel Boss*, *Fabian Schwab* zu *Babsi Wachfan*.

Sehr interessant wird es auch herauszufinden, was für Wörter überhaupt im eigenen Namen stecken. In meinem zum Beispiel: *Hausaltar*, *Kamasutra*, *Lastkahn*. Und wenn ich will, kann ich, *Marsala* trinkend, im *Lastkahn* von *Alaska* nach *Sumatra* schippern. Alles sozusagen innerhalb des eigenen Namens.

7. Palindrome

Das sind Wörter und Sätze, die von vorne nach hinten und von hinten nach vorne gelesen gleich lauten. Das ist noch anspruchsvoller, als Anagramme zu bilden. Kinder können Nachmittage lang – allein oder in Kleingruppen – an einem eigenen Palindrom herumbasteln.

Wozu soll das gut sein? Es bringt das Denken – und das Nachdenken über Sprache – in Fluss, es lehrt das Hin- und Herspringen durch den eigenen Wortschatz.

Sie allen kennen den unvermeidlichen, politisch nicht mehr ganz korrekten Satz: „Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie.“

Aber es gibt auch anderes:

„Oh Cello voll Echo.“

„Dreh Magiezettel um, Amulette zeig am Herd.“

Das längste korrekte Palindrom, das ich je von einem Kind, einer Neunjährigen, bekommen habe: „Kari, ein Has’, sah nie Irak.“

8. *Haiku*

Eine ernsthaftere, aus der japanischen Lyrik übernommene Form mit strengen Beschränkungen: drei Zeilen zu fünf, sieben und fünf Silben. Was für eine Genugtuung, wenn es gelingt, die Form mit einem Natureindruck zu füllen!

Joël (11): „Das Gänseblümchen / vor meinen Füßen in Weiss / allein auf dem Gras.“

Sarah (12): „Goldener Teppich / wo einst das Gras geblüht hat / denn jetzt ist es Herbst.“

9. *Drei- und Fünf-Wörter-Geschichten*

Zu längeren Texten holen Kinder aus, wenn sie um vorgegebene Wörter herum eine Geschichte bauen sollen. Ich mache es manchmal so, dass ich jedes Kind fünf zusammengesetzte Substantive auf Zettelchen schreiben lasse, zum Beispiel *Adlerauge*, *Holzkoffer*, *Radiergummi*, *Handschuh*, *Seeräuber*. Die Zettel sammle ich in einem Hut, jedes Kind zieht drei Zettel heraus – das sind „seine“ Wörter, und von denen lässt es sich zur Geschichte anregen.

So banal es scheinen mag, dieses Verfahren weckt die Kreativität in besonderem Mass, auch beim erfahrenen Schriftsteller. Es ermöglicht ein Funkeln der Assoziationen; es schafft zwischen den Wörtern überraschende Brücken, auf denen ganz Unvorgesehenes passiert, sofern ich es zulasse und nicht im Vornherein zensiere. Ich gebe gerne zu, dass einige meiner Kinderbücher im Zuge solcher improvisierten Drei-Wörter-Geschichten entstanden sind. „So eine lange Nase“, erschienen 1994, hatte zur Grundlage die drei Wörter „Nase“, „Randensaft“, „Insel“, die meine Kinder mir abends aufgaben, damit ich daraus eine neue Fortsetzungsgeschichte spann.

Es gibt – gar nicht so wenige – Kinder, die sich gerne, nicht nur lesend, auch schreibend, in längere Texte vertiefen. Nach ein paar Wochen haben sie vielleicht dreissig, vierzig Seiten geschrieben, die sie mir bei einem Klassenbesuch triumphierend schenken, „Ich will Schriftsteller werden“, sagen sie dann und wünschen sich von mir Tipps, wie sie es schaffen können.

In meinen Workshops habe ich einige Kinder beim Verfassen längerer Arbeiten begleitet, sie ermuntert, nach der Anfangseuphorie, wenn keine weiteren Ideen mehr kommen wollen, die Segel nicht einfach zu streichen, sondern die Flaute auszuhalten, sich offen zu halten für den nächsten Ideenschub. Kreativität – auch das ein Resultat der neueren Forschung

– verläuft oft in Wellen, ist mit Plateauphasen verbunden, denen eben gerade der „Flow“ folgen kann. Das zu erleben, ist für Kinder eine zentrale Erfahrung.

Ich habe einige Kinderarbeiten mitgebracht; Sie können sie sich nachher anschauen, und Sie werden erstaunliche Texte darunter entdecken.

Die Zwillinge: Lesen und Schreiben

Das sind nur einige Möglichkeiten des „kreativen Schreibens“, die Sie sozusagen als Lockerungsübungen einplanen können. Ihre Schüler(innen) lesen meist auch gerne vor, was sie geschrieben haben. Ohnehin sind Lesen - gerade das Vorlesen - und Schreiben aufeinander angewiesene Zwillinge.

Hier möchte ich zu einem kleinen Exkurs ausholen und ein Loblied des Vorlesens anstimmen. Es bezieht sich aufs Selberlesen wie aufs Zuhören.

In den Klassenzimmern, in denen regelmässig vorgelesen wird, entsteht – allmählich und vielleicht mit Mühe – eine Kultur des aufmerksamen Zuhörens. Das ist für mich, sobald ich vor einer Klasse stehe, sogleich spürbar. Wenn die Aufmerksamkeit schon nach ein paar Minuten schwindet, wenn die Schüler unruhig werden, miteinander zu flüstern beginnen, liegt es möglicherweise an mir, dem Vorleser und Erzähler, aber oft auch daran, dass die Klasse an längeres Zuhören nicht gewöhnt ist, anders gesagt: es nicht eingeübt hat. Andere Faktoren lassen sich natürlich ebenfalls benennen: der Medienkonsum der Kids, die Verwöhnung (oder Überfütterung) durch eine auf Action getrimmte Bildsprache usw. Aber trotz aller hinderlichen Einflüsse können wir dem Zuhören mehr Gewicht geben; und wir können seine Qualität durch regelmässiges Vorlesen verbessern.

Im Zuhören, in der Deutung und Verarbeitung der Sprache durch den Hörsinn werden intellektuelle Fähigkeiten gefordert, die sonst verkümmern. Die Konzentrationsspanne verlängert sich, es entsteht ein anderer und sorgfältigerer Zugang zum Sprachgebrauch.

Lesen Sie doch wieder Geschichten vor, machen Sie ein schönes Ritual daraus, bei dem die Klasse im Halbkreis vor Ihnen sitzt, vielleicht sogar eine Kerze brennt. Früher gab es die Samstagsgeschichte; eine Freitagmorgengeschichte erfüllt den gleichen Zweck.

Vorleser(in) und Publikum verbünden sich miteinander, erschaffen die Geschichte gleichsam neu; die Reaktionen der Kinder werden zum unerlässlichen Teil des Geschehens.

Auch die allerbeste Verfilmung ersetzt diese Art des Lebendigseins nicht; sie zerstört die individuelle Bildkraft, sie macht die Fähigkeit, eigene Bilder zu schaffen, überflüssig.

Zahlreiche Kinder, die sich die Verfilmung meines Kinderbuchs „Anna annA“ angesehen haben, sagten enttäuscht zu mir, sie hätten sich die Hauptpersonen ganz anders vorgestellt.

Noch einmal: Lesen Sie regelmässig vor, auch wenn es zuerst auf der Unterstufe nur fünf Minuten sind. Sie werden, sofern Sie passende Geschichten auswählen, bald bei einer Viertelstunde sein. Ermuntern Sie auch die Eltern dazu, ihren Kindern vorzulesen. Die Leseforschung hat längst gezeigt, dass Kinder, denen viel vorgelesen wird, später erstens mehr lesen als andere und zweitens besser schreiben. Studien dazu finden Sie im Internet. Wer vorliest, fördert das Lesen, wer das Lesen fördert, fördert auch das Schreiben. Darum

also – ich kehre zurück zum ursprünglichen Gedanken – ist es keineswegs vergeudete Zeit, auch Schüler einander vorlesen zu lassen.

Gefährdete Sprache

Ach ja, haben nun schon viele unter Ihnen gedacht. Der hat gut reden. Der arbeitet befristet mit Hochbegabten, und er braucht sich nicht im Alltagskampf um eine halbwegs korrekte Rechtschreibung aufzureiben; er nutzt Freiräume, die uns gar nicht zur Verfügung stehen. Sie haben nicht ganz Unrecht. Orthographie und Grammatik sind zweitrangig in meinen Workshops; aber ihre Regeln – und deren Einhaltung – sind selbstverständlich stets präsent, denn ohne sie verliert die Sprache ihre Verständlichkeit. Gerade dies müssen wir uns nutzbar machen. Ich bin überhaupt nicht dafür, Rechtschreibung und Grammatik zugunsten kreativer Anarchie zu vernachlässigen. Das wäre grundfalsch und würde den Sprachzerfall, zumindest die Schludrigkeiten, die so viele beklagen, verstärken. Ich plädiere im Gegenteil dafür, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen.

Mir fällt natürlich auch auf, dass die Einträge in meinem Internet-Gästebuch von Fehlern wimmeln, die ich dann korrigiere, damit sich den kleinen Lesern meiner Website nicht falsche Wortbilder einprägen. Ich lese SMS und Mails von Kindern und Jugendlichen, die in abenteuerlichem Dialekt geschrieben sind, ich höre Gesprächen im Bus zu, die mit einem höchst eingeschränkten Wortschatz auskommen, und der wird zudem von Fäkalwörtern und Anglizismen wie „scheisse“, „huere“, „cool“, „easy“, „geil“ dominiert. Das ist eben, sage ich mir, halb zum Trost, halb gestützt auf die Aussagen von Fachleuten, die gegenwärtige Jugendsprache, die sich durch Provokationen und radikale Vereinfachungen von der Erwachsenensprache abgrenzt (oder abgrenzen muss). Das habe es in allen Epochen gegeben, lese ich; und Lessing habe sich nicht über Anglizismen empört, sondern über den unreflektierten Gebrauch französischer Wörter wie Disziplin, Eleganz, Korruption - lauter Wörter, die inzwischen eingedeutscht sind. Die Sprache verändere sich dauernd, lese ich; und wenn der Dativ dem Genitiv sein Tod sei, dann werde das halt zu einem Teil der Sprachgeschichte wie die Lautverschiebungen und der Verlust starker Beugungen. Auch das mag stimmen; trotzdem sträube ich mich dagegen. Die Schönheit der Sprache hat mit ihren Unterscheidungsmöglichkeiten zu tun, der Genauigkeit, zu der sie fähig ist; da bin ich durchaus konservativ und möchte das Alte bewahren, ohne mich dem Neuen gegenüber blind zu stellen.

Die neuen Formen lassen sich nämlich auch nutzbar machen, um die Sprachphantasie anzuregen. Nehmen wir das Beispiel SMS: Jugendliche werden, im Korsett der 160 Zeichen, auf ungeahnte Weise zu Poeten, besonders dann, wenn sie die üblichen Klischees und die Liebesbeteuerungen, die sie aus dem Netz herunterladen, durch eigene Kreationen ersetzen. Bei einem SMS-Wettbewerb, den ich vor drei Jahren initiierte, kam Erstaunliches zustande. Verletzlichkeit, Leidenschaft, Tiefgründigkeit: all das zeigte sich plötzlich in Kurztexen, bei denen nicht mehr hauptsächlich darum ging den Verständigungsjargon zu gebrauchen, der einen als Mitglied einer Peer-Group ausweist.

„Frisiert, gekämmt und stark gestutzt/, steht endlich da der Liebesgruss,/ Geblieben ist ein karger Rest, ein Destillat aus Überfluss:/ Ich liebe dich, mit Gruss & Kuss.“ (Nicole, 18)

Oder:

„Ich bin wir sind / wer sind wir wer / ich bin du bist / wer bist du denn / wohin willst du mit mir / wohin will ich mit dir / wie lange noch du und ich / ich bin du bist / wir sind allein.“ (Milena, 17)

Einige der schönsten deutschen Gedichte haben übrigens genau die Länge einer SMS:

„Die Liebe hemmet nichts;/Sie kennt nicht Tür noch Riegel / und dringt durch alles sich;/ Sie ist ohn' Anbeginn,/ Schlag ewig ihre Flügel / Und schlägt sie ewiglich.“ (Matthias Claudius)

Die Medien und die fragmentarisierte Gesellschaft

Verstehen Sie mich recht: Ich will die negativen Entwicklungen im Sprachgebrauch, die überall sicht- und hörbar werden, nicht verharmlosen. Sie sind Besorgnis erregend; und wir tun gut daran, über die möglichen Ursachen nachzudenken. Der Einfluss der elektronischen Medien ist gewiss beträchtlich; die digitale Kultur, die sich ständig noch ausweitet, setzt Sprache am Bildschirm und auf Displays anders ein, als die ältere Generation gewohnt ist: fragmentarischer, sprunghafter, allein auf Funktionalität bedacht. Oder dann geronnen zu Formeln, ergänzt mit Smilies und Symbolen, die nur deuten kann, wer zu den Eingeweihten gehört. Die Ästhetik ist üblicherweise nicht mehr die des schönen Klangs, der abgestuften Satzperioden, sondern die des hart geschnittenen Nebeneinanders und zugleich, bei Internet-Recherchen, der möglichen Verzweigungen, der langen Wege. Ohne Lese- und Schreibtechniken kommt man aber in der schönen neuen Computerwelt nicht aus; und es ist beeindruckend, dass Kinder eine komplizierte Internet-Adresse, zu der sie unbedingt gelangen wollen, fehlerlos eintippen, während sie gleichzeitig „ihn“ und „in“ nicht unterscheiden mögen. Was auf der einen Seite einen Gewinn an Orientierungs- und Verständigungsmöglichkeiten bedeutet, führt auf der anderen Seite zu einer Verarmung. Hier in der Schule Gegensteuer zu geben, halte ich für unerlässlich; das kann auch am und mit Hilfe des Computers geschehen.

Ich sehe aber auch eine andere, ebenso wesentliche Ursache dieser Sprachverarmung, wenn Sie mir erlauben, bei diesem Begriff zu bleiben. Sie hängt zusammen mit der Fragmentarisierung der modernen Gesellschaft, in deren Untergruppen allgemein verbindliche Werte zunehmend verblassen. Sie werden, gerade auch bei Jugendlichen, ersetzt durch Gruppenwerte und Gruppennormen, die oft den einst verbindlichen und übergeordneten Massstäben eines homogenen Kollektivs, wie es auch lange die schweizerischen Nachkriegsgesellschaft war, zuwiderlaufen. Hip Hopper und Rapper, Technofreaks, Wochenend-Gamer, Skin Heads, Secondos: sie alle bewegen sich am liebsten unter ihresgleichen, machen die eigene Peer-Group, in der sie ihre Identität finden, gleichsam zum Nabel der Welt. Und sie erkennen einander, neben der einheitlichen Kleidung, auch an ihrer eigenen Sprache, an einem Slang, der mit speziellem Vo-

kabular und spezieller Sprechmelodie zu den notwendigen Identitätsmerkmalen gehört. Auch das gab es schon immer, nur nicht in diesem Ausmass und mit diesen Formen der Ab- und Ausgrenzung. Das Neue scheint mir zu sein, dass solche Jugendliche in ihrem Slang feststecken. Sie können kaum noch zwischen unterschiedlichen Sprachebenen wechseln, sind blind dafür, wo ein Switchen erforderlich wäre. Die Fähigkeit des Ebenwechsels macht aber einen Teil der sozialen Kompetenz aus; geht sie verloren, wird auch der Anreiz geschwächt, über den eigenen Sprachhorizont hinauszublicken und sein Vokabular zu erweitern. Diese Entwicklung müsste genauer untersucht werden; ich halte sie für verhängnisvoll.

Mein Bewusstsein für unterschiedliche Sprechweisen und Jargons wurde übrigens geschärft durch die Lektüre der ersten Micky-Maus-Hefte. Die damalige Übersetzerin, Erika Fuchs, hatte ein feines Ohr für situationsgerechte Dialoge. Ich lernte, dass die Neffen Donald Ducks anders sprechen als er selbst in seiner geschwollenen Art, anders als Dagobert Duck, der Superreiche, anders als der Glückspilz Gustav Gans, anders auch als die Panzerknacker-Bande, deren Ganovenjargon sich am deutlichsten von den übrigen Sprechweisen abhob. In meinen Aufsätzen habe ich solche Unterscheidungen dann eingearbeitet, ohne dass die Lehrer, die Comics pauschal für Schund hielten, im geringsten ahnten, woher sie kamen. Wo, in welcher Weise können Kinder und Jugendliche heute so etwas lernen? Sind wir vielleicht, wie damals meine Lehrer, blind für neu aufgetauchte Lernmöglichkeiten? Sollten wir genauer auf die Sprache der Rap-Per, der Poetry-Slammer achten?

Spass und Anstrengung

Ich habe im ersten Teil meines Vortrags einiges darüber gesagt, wie die Lust am kreativen Schreiben geweckt werden könnte. Wir sollten indessen Kindern nicht weismachen, sie könnten beim Schreiben nur Spass haben, oder sie würden zu Dichtern, ohne den richtigen Sprachgebrauch ernsthaft zu üben. Üben heisst unweigerlich: sich anstrengen, Übung ist - wie das Training im Sport - manchmal Spass und manchmal Strapaze. So einfach ist das - und so schwierig.

Ich schlage vor, neben Elementen des kreativen Schreibens im Deutschunterricht auch „Trainingseinheiten“ einzuführen, in denen auf altväterische Weise Orthographie gepaukt wird. Zunächst müssen Kinder erkennen, dass es, genau wie beim Fussballspiel, fürs Schreiben von Wörtern Regeln gibt, die für alle gelten. Es ist, aus der Sicht der Berufs- und Erwachsenenwelt, in die sie hineinwachsen, nicht gleichgültig, ob „fahren“ mit zwei a oder ohne Dehnungs-h geschrieben wird. Wer dauernd Fehler macht, wer die Regeln verletzt, hat weniger Chancen; und wer glaubt, die Sprache nach Gutdünken benutzen zu können, stellt sich ins Abseits.

Sie können ja mal versuchen, mit ein paar Jungen, denen die Rechtschreibung ziemlich egal ist, Fussball zu spielen und dann, als Schiedsrichter, alle paar Minuten willkürlich die Regeln zu ändern. Einmal darf der Ball nicht mehr mit dem Kopf, dann nur mit dem linken Fuss berührt werden; oder die Offside-Regel ist aufgehoben, als Foul gilt nur, wenn der Gefoulte liegen bleibt usw. Sie werden allergrösste Empörung provozieren; vielleicht aber

macht genau dies klar, was es heisst, dass auch beim Schreiben Regeln gelten, die man lernen muss. Sobald für Kinder etwas wichtig wird, hat es einen anderen Stellenwert und kann mehr Lern-, das heisst auch Anstrengungsenergie absorbieren.

Zurück zur alten Paukpädagogik also? Ja, zumindest in Teilbereichen. Auch das Edutainment, die Software, die im Spiel zu lernen verspricht, ersetzt nicht die Phasen der Mühsal. Es ist ehrlicher, sie den Schülern offen zu legen, statt sie verstecken zu wollen. Diktate statt Multiple-Choice-Antworten? Ja! Verbesserungen schreiben? Ja!

Ich bin überzeugt, dass es aufs Gleichgewicht ankommt. Die heutige Schule muss es finden zwischen Lernspass und Anstrengung, zwischen spielerischer Kreativität und Durchhaltewillen. Den Verwöhnstrategien der Konsumwelt, in der alles auf Fun hinausläuft, müssen wir entgegentreten. Das ist eine beinahe unlösbare Aufgabe, ich weiss; sie wird zusätzlich erschwert durch den Migrationshintergrund vieler Kinder. Wenn ich solche Wünsche oder Forderungen postuliere, dürfen Sie mich für vermessen oder naiv halten – ich erlebe doch ab und zu, dass meine Utopie in der Schulrealität plötzlich aufstrahlt. Ein dreizehnjähriger Junge aus dem Balkan, grösser als ich, schrieb vor einem Jahr, bevor ich mit meiner Lesung begann, an die Tafel: LESEN IS SCHEISE. Deutlich, oder nicht? Am Ende der Veranstaltung kam er zu mir und wollte unbedingt wissen, wie die Geschichte weitergehe. Ein Anfang zumindest, und Anfänge müssen wir dauernd wagen.

Was ist mit Zidane? Er darf weitertanzen, er darf, als einer der vielen Helden, die Kinder bewundern, ihre Phantasie bevölkern; in Tagträumen dürfen Claudio und Daniel und auch Lena zu Stürmerstars werden, die ein Tor nach dem andern schiessen, bejubelt vom ganzen Stadion. Aber Zidane kann, mit dem Ball am Fuss, nur tanzen, wenn er lange und hart genug trainiert hat. Das ist die andere Seite der Medaille. Und noch etwas: Wenn Zidane zuschlägt, hat er die Regeln verletzt. Auch er reibt sich an ihnen; auch er, der Weltstar, hat sich ihnen zu fügen; auch er muss bei Regelverletzungen die vorgesehenen Sanktionen in Kauf nehmen. Und das ist gut so, meine ich.

Lukas Hartmann

www.lukashartmann.ch, sommahart@hotmail.com

Der Autor steht für Schullösungen zur Verfügung.

Links

www.sibiller.de/anagramme (eine „Anagramm-Maschine“, die erstaunliche Resultate liefert)

www.learn-line.nrw.de/angebote/buchmacher/33ideen.htm (Schreibanlässe und -spiele, kurz vorgestellt)

<http://de.wikibooks.org/wiki/Sprachspiele>

www.de.wikipedia.org/wiki/Kreatives_Schreiben (hervorragender Artikel in der „freien Enzyklopädie“)

www.gnudung.de/kram/sprache/palindrom.htm (wunderbare Liste mit Palindromen)

www.zentrumlesen.ch (viele gute Informationen zum Thema Lesen und Leseförderung)

www.homilia.de/schreiben/method.html (umfassende Sammlung zu den Methoden des kreativen Schreibens)

www.antolin.de (Tausende von Kinderbüchern, die Kinder selbst bewerten; codierter Zugang zu Unterrichtsmodellen)

Bücher

Edward de Bono, De Bonos neue Denkschule. Kreativer denken, effektiver arbeiten, mehr erreichen (Broschiert), Allgemeine Verlagsgesellschaft, 2005

Mihaly Csikszentmihalyi, Kreativität. Wie Sie das Unmögliche schaffen und Ihre Grenzen überwinden, Klett-Cotta, 2003

Mihaly Csikszentmihalyi, Flow: Das Geheimnis des Glücks, Klett-Cotta, 2003

Joëlle Huser: Lichtblick für helle Köpfe. Ein Wegweiser zur Erkennung und Förderung von hohen Fähigkeiten bei Kindern und Jugendlichen auf allen Schulstufen. Lehrmittelverlag des Kantons Zürich, 2004

Lutz von Werder: Einführung in das Kreative Schreiben, Schibri-Verlag, 2000

Christa und Emil Zopfi: Wörter mit Flügeln, Kreatives Schreiben, Zytlogge-Verlag,, 1995